

## Nachwort (Klaus Farin)

### I.

Ganz am Anfang sind es nur drei Spinner. Oder gar nur ein einziger oder auch fünf, die unzufrieden sind mit dem, was in ihrem Leben(sumfeld) so passiert. Die sich langweilen inmitten all der Couchpotatoes um sie herum, die nur konsumieren konsumieren konsumieren – egal, ob Punk oder Rap, Bravo oder Trust, Wacken oder Fusion – und selbst nichts auf die Reihe kriegen. Drei oder fünf Leute mit einer Mission. Echte Nerds in Wartestellung, auf der Suche nach dem Objekt ihrer Begierde. Das es noch nicht gibt. Also machen sie es selbst. MitstreiterInnen suchen, Ideen ausfeilen. Anfangen. Nicht immer dauert es neun Monate bis zur Geburt. Manchmal sind es nur Wochen, oft Jahre. Und die Geburt selbst verläuft selten ohne Komplikationen. Doch hat das Kind – ein neues Fanzine, ein nie dagewesenes Festival, ein Label, ein KünstlerInnennetzwerk ... – die Welt erblickt, hat sich diese Welt verändert. Zumindest die eigene. Die auf jeden Fall, aber vielleicht nicht nur diese.

Der Autor dieses Beitrags hat im letzten Jahr eine Stiftung (mit)gegründet. Dazu sind 100.000 Euro notwendig. Mitte September, 100 Tage vor dem Ende der dazu gestarteten Spendenaktion, waren es nicht einmal 20.000 Euro. Alle hielten den Urheber für verrückt. Das klappt NIEMALS. Doch dann ging es los. Täglich trafen Dutzende von Spendenüberweisungen ein, die meisten über zehn oder zwanzig Euro. Oder auch in zwei mal fünf Euro Raten wie die des Dortmunder Schülers, der zehn Euro spenden wollte, das aber aufgrund der bescheidenen Höhe seines Taschengeldes nur verteilt auf zwei Monate leisten konnte. Am Ende waren es 103.000 Euro, zusammengetragen von rund 1.400 SpenderInnen. Und die stolze Geburt des Kindes konnte vermeldet werden: Respekt – Stiftung zur Förderung von jugendkultureller Vielfalt und Toleranz, Forschung und Bildung ([www.respektstiftung.de](http://www.respektstiftung.de)). Nun geht es weiter: Um wirklich arbeiten zu können, benötigt eine Stiftung viel mehr Geld. Denn sie lebt quasi von den Zinsen ihres Kapitals. Und diese Stiftung hat viel vor. Das Archiv der Jugendkulturen braucht unbedingt neue, größere Räume. Ein Frauenmusikfestival möchte Unterstützung, eine Ausstellung zu Homophobie in Jugendkulturen braucht Förderung und und und ... Eine Million Euro heißt das nächste Ziel. In drei Jahren. Und alle halten den Urheber wieder für verrückt ...

Es müssen nicht immer und gleich so große Projekte sein. Die meisten von uns träumen kleiner. Doch auch kleine Träume können einen teuer zu stehen kommen. Schnell sind ein paar hundert oder gar tausend Euro weg. *Erfahrungslernen* nennen das die Initiatoren dieses Buchprojektes. *Teures Erfahrungslernen*. „Ich hörte einmal zufällig im einzigen Görlitzer Jugendklub einen Freund sagen: 'Jetzt will die Stadt die Jugend- und Freizeitmesse auch noch aufgeben.'“, berichtet einer der Herausgeber in diesem Buch. „Die Stadt organisierte diese Netzwerkveranstaltung zehn Jahre lang, um aufzuzeigen, welche Möglichkeiten für Jugendliche noch vorhanden sind. 'Damit zeigen die doch klar, dass sie keinen Bock mehr auf uns haben', fuhr der Freund fort. Ein Jahr darauf flogen Flyer von eben jener Person mit der Aufschrift 'Epizentrum' durch die Stadt. Seine Antwort auf die Auflösung der städtischen Jugend- und Freizeitmesse. Er war laut geworden. Laut auch im Stadtrat, und kurzerhand stellte ihm das Jugendamt 10.000 Euro für die Weiterführung bereit.“ Happyend.

So schnell und einfach und unbürokratisch läuft das in der Regel nicht. Und das nicht nur, weil die kommunalen Kassen seitdem noch mehr mit ungedeckten Schecks statt Euros aufgefüllt wurden. Würde die Politik nicht tricksen und gälten für ihre Geschäfte nicht andere Regeln als für uns NormalbürgerInnen, so müssten bereits Hunderte Kommunen in Deutschland, darunter auch mindestens zwei der zehn größten Städte, Konkurs anmelden. Da wird vorrangig nur noch das gefördert, was für die „Belange der Bundesrepublik Deutschland von besonderem Wert“ ist. Und Jugend und Kultur sind das nicht.

Das oben geschilderte Beispiel aus Görlitz erlebte nur ein kurzes Happyend. Schon im Jahr darauf hatte die Stadt dem Freund das Geld wieder weggenommen und einem anderen Anbieter in die Hand gedrückt, der offenbar versprach, das Event kostengünstiger auszuführen. Und vermutlich auch stromlinienförmiger. Von einem „modernen Stadtentwicklungskonzept“ war nun die Rede. Öffentliche Förderung gibt es niemals umsonst und auf Dauer.

### II.

Noch nie waren so viele junge Menschen kreativ engagiert wie heute – in jeder Stadt in Deutschland gibt es heute RapperInnen, B-Boys und -Girls, SprayerInnen und DJs, Tausende produzieren Woche für Woche an ihren PCs Sounds, noch nie gab es so viele junge Punk-, Hardcore-, Metal-Bands wie heute. Das Web 2.0 ist nicht nur ein Ort der Jugendgefährdung, sondern auch ein Tummelplatz enormer jugendkultureller Aktivitäten, mit denen bereits 14-, 15-, 16-Jährige eine Medienkompetenz

zeigen und sich erwerben, über die manch hauptberuflicher Jugendschützer nicht ansatzweise verfügt. Auch die Sportszenen jenseits der traditionellen Vereine – von den Boarderszenen über Parcours bis zu den Juggern – boomen. Und wenn man eine der vielen Demonstrationen und politischen Aktionen beobachtet, seien es Castor-Blockaden oder Anti-Nazi-Demonstrationen, Silent Demos gegen den Klimawandel oder occupy-Aktionen gegen den Glücksspiel-Kapitalismus, erweist sich der viel gehörte Vorwurf an „die Jugend“, sie sei unpolitisch, konsumtrottelig und unengagiert, als Bumerang: Wer fehlt, sind weitgehend die Menschen über 30. Von Ärzte- und Lufthansa-Piloten-Demonstrationen einmal abgesehen.

Doch noch nie war die Erwachsenenwelt derart desinteressiert an der Kreativität ihrer „Kinder“. *Respekt* ist nicht zufällig ein Schlüsselwort fast aller Jugendkulturen. Respekt, Anerkennung ist das, was Jugendliche am meisten vermissen, vor allem von Seiten der Erwachsenen. Viele Erwachsene, klagen Jugendliche, sehen Respekt offenbar als Einbahnstraße an. Sie verlangen von Jugendlichen, was sie selbst nicht zu gewähren bereit sind, und beharren eisern auf ihre Definitionshoheit, was anerkennungswürdig sei und was nicht: Gute Leistungen in der Schule werden belohnt, dass der eigene Sohn aber auch ein exzellenter Hardcore-Gitarrist ist, die Tochter eine vielbesuchte Emo-Homepage gestaltet, interessiert zumeist nicht – es sei denn, um es zu problematisieren: Bleibt da eigentlich noch genug Zeit für die Schule? Musst du immer so extrem herumlaufen, deine Lehrer finden das bestimmt nicht gut ...

Dabei weiß jeder gute Lehrer/jede gute Lehrerin, welche SchülerInnen am meisten Stress verursachen: die Gleichgültigen, die, die sich für gar nichts interessieren, die keine Leidenschaft kennen, für nichts zu motivieren sind. Schule braucht heute nicht nur motivierte LehrerInnen, sondern auch engagierte, kreative, selbstbewusste SchülerInnen. Leider haben immer noch sehr, sehr viele Jugendliche wenig Anlass und Chancen, Selbstbewusstsein zu erwerben. Viele fühlen sich schon mit 13, 14 Jahren „überflüssig“ in dieser Gesellschaft. Und die Schule ist offenbar oft nicht in der Lage bzw. willens, da gegenzusteuern. Sie hat es bis heute strukturell nicht verstanden, eine Anerkennungskultur zu entwickeln, die SchülerInnen für gute Leistungen belohnt statt für Versagen bestraft und herabwürdigt. Deshalb werden Jugendkulturen immer wichtiger: Hier können Jugendliche einmal selbst erfahren, dass in ihnen noch etwas steckt, dass sie kreative Fähigkeiten haben, die ihnen ihre Umwelt selten zutraut – bis sie sich selbst auch nichts mehr zutrauen.

Selbstverständlich ist die Mehrzahl der Jungen konsumtrottelig, unengagiert und angepasst – schon allein deshalb, weil sie ihren eigenen Alten – uns – viel ähnlicher sind, als sie es selbst wahrhaben wollen. Schließlich ist es auch die Erwachsenenengesellschaft, die die Jugendlichen lenkt und ihre Möglichkeiten und Lebensbedingungen determiniert.

► Eine Gesellschaft, die Millionen Arbeitslose erduldet und schon 14-Jährige dazu nötigt, sich Sorgen um ihre berufliche Zukunft zu machen, kann wohl kaum erwarten, eine rebellische Jugend heranzuziehen. Rebellion braucht Freiräume. Unter den heutigen wirtschaftlichen Rahmenbedingungen hätte der Aufbruch der „68er“ Jahre niemals stattgefunden.

► Eine Gesellschaft, die Menschen egal welchen Alters langfristig planbare Rahmenbedingungen und sichere Zukunftsperspektiven verweigert, kann wohl kaum erwarten, dass Jugendliche langfristige Lebenspläne, Engagements, Utopien gar entwickeln. *Sei flexibel!* heißt das Motto der Mehrheitsgesellschaft. Wenn du keine Arbeit in deiner Stadt findest, geh' in eine andere. Fixiere dich nicht auf eine bestimmte Firma, eine bestimmte Branche – sie könnten schon morgen ein Auslaufmodell sein. *Sei flexibel!* Lerne ständig dazu, neue Sprachen, neue Technologien. Flexibilität statt Nachhaltigkeit, Ambivalenz statt Identität. Und wenn Menschen in einem zentralen Bereich ihres Lebens, dem Arbeitsmarkt, immer wieder unmissverständlich bedeutet wird, nicht Kontinuität, sondern nur steter Wandel garantiere ihnen eine Zukunft, so ist es kaum verwunderlich, dass sie diese Lehre auch auf andere Bereiche ihres Lebensalltags übertragen und langfristig orientierte Strukturen – Parteien, die meisten Jugendverbände, Kirchen und andere Großorganisationen – meiden wie die Pest. „No future!“, die sinnstiftende Parole der Punks der 70er Jahre, ist in der Mitte der Gesellschaft angekommen.

► Eine Gesellschaft, in der nicht Stahl und Automobile, sondern die Freizeitindustrie den Großteil des Bruttosozialproduktes erarbeitet, eine Freizeit- und Medienindustrie, die nicht nur Jugendlichen rund um die Uhr suggeriert, Jugend und Glück lasse sich nur durch stets steigenden Konsum erhalten, darf sich nicht wundern, wenn Jugendliche in der Tat massenhaft der ihnen von Erwachsenen verabreichten Droge Konsumrausch unterliegen und auf die Frage nach dem Sinn des Lebens antworten: „Spaß haben“.

Und das macht durchaus Sinn. Die Industrie nimmt Jugendliche – im Gegensatz zu Politik, Pädagogik und überhaupt den meisten anderen Erwachsenen – ernst, hofiert sie geradezu, investiert jährlich Milliarden Euro, um herauszufinden, was Jugendliche wünschen, und ihnen sofort die entsprechenden Produkte zu liefern. Wozu also noch den mühseligen und oft wenig ertragreichen Umweg über die Politik gehen, wozu noch Jugendverbände, kommunale Kulturinstitutionen und -vereine nutzen, warum noch D.I.Y., wenn die Industrie ohnehin alle Wünsche erfüllt? Und nichts als Gegenleistung verlangt – keine Einhaltung moralischer Grenzen, keine Leistungsnachweise, kein opportunistisches Verhalten – nichts außer natürlich: Geld. Geld gegen Spaß und Sinn – aus Sicht vieler Jugendlicher ein fairer Deal. (Zumindest für diejenigen, die dabei mithalten können. Immer mehr Jugendliche können das nicht. Aus Konsumlust wird Konsumdruck, mangelnde finanzielle Ressourcen zur Teilhabe am Konsum führen zum Ausschluss aus Gleichaltrigenstrukturen.) Vielleicht ist dies einer der deutlichsten Generationenbrüche: Jugendliche lieben mehrheitlich den Markt, die Industrie, die Kommerzialisierung ihrer Welt. Sie wissen: Ohne die Industrie keine Musik, keine Partys, keine Mode, keinen Spaß.

Permanenter Konsum ist die Existenzgrundlage einer kapitalistischen, profitorientierten Gesellschaft. Kaufen statt selber machen, Massenprodukte statt kreative Eigenschöpfungen. So leben wir in einer Gesellschaft der mehrheitlich Nicht-Engagierten, der bloß Konsumierenden all dessen, was der bunte Markt uns offeriert – ob Politik oder Sport, Musik oder Theater, Sex oder Gesinnung. [Nebenbei: Ganze Branchen und Industriezweige leben auch wieder ganz gut davon, die Folgeschäden und Nebenwirkungen dieser permanenten Konsumsucht zu „beseitigen“: Diätprogramme, Fitnessstudios, Wellnessprodukte, Schönheitschirurgen, Polizei, Kriminalprävention, Schuldenberatungen etc..]

In einer Überflusgesellschaft wie der unsrigen lebt der Markt aber zu einem hohen Prozentsatz davon, uns Produkte zu verkaufen, die wir eigentlich gar nicht brauchen. Der Marktwert der Produkte liegt nicht in ihrer Notwendigkeit, auch nicht unbedingt in der Produktqualität. Sie bieten etwas anderes: Identität. Sie machen uns jung, cool, heiß, sympathisch. Vor allem jung. Jung sein ist Pflicht für alle.

Die jugendorientierte Industrie gibt Milliarden Euro jährlich aus, um Jugendliche in ihre Pflichten als KonsumbürgerInnen hineinzusozialisieren. Der Schlüssel zu den Herzen und den Portemonnaies der Jugendlichen sind dabei die Jugendkulturen. Denn Jugendkulturen sind grundsätzlich vor allem Konsumkulturen. Sie wollen nicht die gleichen Produkte konsumieren wie der Rest der Welt, sondern sich gerade durch die Art und Weise ihres Konsums von dieser abgrenzen; doch der Konsum vor allem von Musik, Mode, Events ist ein zentrales Definitions- und Identifikationsmerkmal von Jugendkulturen. Wo Jugendkulturen sind, ist die Industrie nicht fern.

Selbstverständlich verläuft dieser Prozess der Kommerzialisierung einer Jugendkultur nicht, ohne Spuren in den Jugendkulturen zu hinterlassen und sie gravierend zu verändern. Die Verwandlung einer kleinen Subkultur in eine massenkompatible Mode bedingt eine Entpolitisierung dieser Kultur, eine Verallgemeinerung und damit Verdünnung ihrer zentralen Messages: Weil diese Kommerzialisierung ihrer Freizeitwelten also auch negative Folgen hat und die Popularisierung ihrer Szenen auch ein wichtiges Motiv der Zugehörigkeit zu eben diesen Szenen für Jugendliche aushebelt – nämlich die Möglichkeit, sich abzugrenzen –, schafft sich die Industrie automatisch eine eigene Opposition, die sich über den Grad ihrer Distanz zum kommerziellen Angebot definieren: Wenn alle bestimmte Kultmarken tragen, trage ich eben nur No-Name-Produkte. Oder: Wenn alle zu diesen Anything-goes-Mammutfestivals pilgern, um nichtssagende Bands zu hören und Unsummen für Tickets, überbeuerte Getränke und Merchandise-Shit auszugeben, organisiere ich eben ein alternatives Event, bei dem nur wirkliche Indies auftreten und der Kommerz draußen bleibt.

Es sind stets Minderheiten, die sich in Konsumgesellschaften engagieren, die durch ihr Engagement aber zugleich – wie wir auch am Beispiel der Achtundsechziger gesehen haben – die gesamte Gesellschaft entscheidend prägen und evolutionär verändern können.

Glaubt man aktuellen Studien, gibt es heute sogar mehr kreativ Engagierte als je zuvor. So steigt die Zahl ehrenamtlich engagierter Jugendlicher seit einigen Jahren wieder. Noch keine Jugendkultur – weder die Wandervögel noch die Hippies noch die Jugendzentrumsbewegung der 70er Jahre – hat so viele Jugendliche aktiviert wie HipHop, die derzeit weltweit größte Jugendkultur. Noch nie wurde in Deutschland so viel demonstriert wie heute. Noch nie war die Palette der Protestformen so vielfältig wie heute.

Dennoch ist es schwieriger geworden, die prinzipiell Willigen auch zur Tat zu treiben. 80 Prozent der unter Fünfundzwanzigjährigen äußern sich in Studien und Umfragen dahingehend, dass sie bereit wären, sich zu engagieren. Dass es viele dann doch nicht tun, hat unterschiedliche Gründe. Neben den individuellen – zu viel Stress im Job, in der Familie, in der Beziehung, die eigene Bequemlichkeit etc. – ist hier vor allem interessant: Ein hoher Prozentsatz derjenigen, die sich nicht engagieren (wollen), sind ehemals Engagierte. Ex-Schüler- oder StudierendensprecherInnen, Ex-

Jugendzentrumsbewegte, Ex-Parteimitglieder. Sie haben es versucht und sind an den verkrusteten Strukturen und Verhältnissen gescheitert. Nur noch ein Prozent der unter Fünfundzwanzigjährigen kann sich derzeit vorstellen, sich in einer Partei zu engagieren, kaum mehr sind es in den großen Kirchen und der Gewerkschaft.

Dass der Aufschwung jugendlichen Engagements bisher an Parteien, Gewerkschaften, Amtskirchen und zahlreichen traditionellen Jugendverbänden spurlos vorbeigeht, hat seine Ursache nicht wie oft behauptet in der Politik- und Institutionenfeindlichkeit der Jugend, sondern in der Jugendfeindlichkeit der Politik und der Institutionen – in ihrer autistischen Erstarrung zwischen taktischen Geplänkeln, tradierten Alt-Herren-Ritualen, bürokratischen Endlosschleifen und der Forderung nach bedingungsloser Anerkennung einer Autorität, die nicht oder nur historisch begründet wird und nicht tagtäglich neu verdient werden muss. Partizipation von Jugendlichen bedeutet für Erwachsene nun einmal logischerweise, ein Stück ihrer Macht abzugeben. Und daran „mangelt es etwas“, wie sogar die deutsche Bundesregierung in ihrem Jugendbericht 2006 feststellte.

Die Alternative für die Engagementwilligen sind (jugendkulturelle) Projekte, Engagementformen auf Zeit. Diese zeichnen sich im Gegensatz zu traditionellen Partei- oder Verbandsstrukturen vor allem durch folgende „Erfolgskriterien“ aus:

#### 1. Keine Hierarchien

Die Strukturen, in denen sich die Jungen engagieren, sind kaum hierarchisiert. Entscheidend für den Grad des Einflusses ist allein das eigene Engagement, das man bereit ist, in das Projekt zu stecken. Hierarchien bilden sich, wenn überhaupt, eher spontan und informell aufgrund von längeren oder kürzeren Erfahrungen und unterschiedlichen Persönlichkeiten, die Rangfolgen sind jedoch flexibel. Auch jeder „Neuling“ wird sofort an sämtlichen Entscheidungen beteiligt. Die Gruppe der AktivistInnen kann Ziele und Wege (weitreichend) selbst bestimmen.

#### 2. Spaß-Kultur

Die Jungen des 21. Jahrhunderts engagieren sich nicht mehr bloß aus einem Pflichtgefühl heraus. Sie sind nicht bereit, ihre Freizeit für Termine zu opfern, die sie als „unangenehm“ und „stressig“ empfinden. Sie wollen Spaß haben – auch bei der Beschäftigung mit ernstesten Angelegenheiten. Das setzt voraus, dass sie ihre Alltagskultur – ihre Sprache und ihre Rituale, ihr Outfit, ihre Musikleidenschaft – bei ihrem Engagement nicht verleugnen müssen.

#### 3. Freundschaften

Wenn Junge sich engagieren, ist mitunter der Weg das Ziel: Sie wollen nicht nur etwas Bestimmtes erreichen, sondern schon auf dem Weg dahin nette Leute kennen lernen, Freundschaften für den Alltag knüpfen. (Jugendkulturelle) Projekte und Bewegungen sind auch Kontaktbörsen.

#### 4. Keine Taktik, keine Kompromisse

Die Bewegungen und Projekte, in denen die Jungen sich engagieren, sind eindeutige, punktgenaue, zeitlich limitierte Lobby-Gruppen. Lässt sich das Ziel nicht erreichen, steigen sie aus oder versuchen es auf anderen Wegen. Interessenkonflikte, wie sie Parteien und andere Großorganisationen mit gesamtgesellschaftlichem Repräsentanzanspruch auszeichnen, taktische Rücksichtnahmen auf andere „Fraktionen“ oder „übergeordnete“ Interessenlagen (zum Beispiel in Wahlkampfzeiten) sind ihnen wesensfremd.

#### 5. Action statt Schulungskurse

Unsere Welt hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten rasant beschleunigt. Kommunikationsprozesse, die früher Stunden oder Wochen dauerten, verlaufen heute in Minuten. Die Jungen der Gegenwart erleben Zeit anders als ältere Generationen. Sie (er)leben alles intensiver, also rennt ihnen die Zeit ständig davon. So suchen sie Strukturen, die es ihnen ermöglichen, sofort zu handeln. Sie haben keine Zeit und nicht das Bedürfnis, das Objekt ihrer Empörung (zum Beispiel die Atom-Technologie) erst monatelang zu studieren, sich durch die Komplexität des Themas entwarnen, ihrer Spontaneität berauben zu lassen. Sie sind ungeduldig, eher visuell als textorientiert, wissen, dass eine zu intensive, lang andauernde Beschäftigung mit einem Thema ihre Tatkraft absorbiert. Sie vertrauen auf die Richtigkeit ihres Gefühls und der (zumeist durch Medienberichte ausgelösten) moralischen Empörung – und schreiten zur Tat. Strukturen, in denen Junge sich engagieren, müssen Aktionsmöglichkeiten bieten, Kopf und Körper ansprechen und beanspruchen und last but not least als Wirkungsbeleg die öffentliche, also mediale Sichtbarkeit des Engagements gewährleisten.

#### 6. Realistische Ziele

Die Ziele der Gruppen, in denen Junge sich engagieren, sind gegenwartsbezogen, ihre Realisierung scheint oft „greifbar nahe“. Obwohl die von Jungen getragenen Bewegungen und Projekte in der Regel auf einem rigoros fundamentalistisch vertretenen humanistischen, ökologischen und Gewalt ächtenden Grundverständnis basieren, beinhalten ihre konkreten Zielsetzungen selten gesamtgesellschaftliche Forderungen an Politik und Wirtschaft – also zum Beispiel nicht die gesetzliche Ächtung von Rassismus, sondern die Rücknahme einer konkreten Abschiebung oder diskriminierenden Maßnahme im direkten Lebensumfeld der Jungen. Die Ziele müssen realistisch und in einem überschaubaren Zeitrahmen erreichbar sein.

### 7. Engagement auf Zeit

Die Jungen sind durchaus bereit, sehr viel Energie und Leidenschaft in eine Sache zu investieren, doch dies nur so lange, wie sie es für sinnvoll und spannend erachten. Bewegungen und Projekte, in denen sich Junge engagieren, müssen ihnen die Möglichkeit lassen, von Anfang an hundertprozentig mitzuwirken und ebenso jederzeit wieder aussteigen zu können.

Sinn und Spaß sind also die Triebkräfte, die die Jungen veranlassen, ihre Klubs, PCs oder Unis zeitweilig verweisen zu lassen, um Gutes zu tun. Die Jungen engagieren sich immer dann, wenn sie sich persönlich betroffen fühlen und daran glauben, durch ihre Aktivitäten wirklich etwas bewirken zu können. Kritischer als ihre Vorgänger-Generationen prüfen sie sehr genau, ob die Engagementangebote Sinn machen, das heißt, das anvisierte Ziel realistischweise zu erreichen ist, ihnen von Anfang an weitreichende Möglichkeiten der Partizipation geboten werden (sie wollen nicht nur Flugblätter verteilen, sondern auch formulieren dürfen) und der Weg zum Ziel nicht zur Tortur wird, weil man gezwungen ist, ständig mit Langweilern und Unsympathen zu kommunizieren. Da jede/r Vierzehnjährige weiß, dass Menschen ab 30 in der Regel ziemlich *uncool* werden, bevorzugen Jugendliche von vornherein Gleichaltrigen-Strukturen, in denen ihnen (möglichst wenige) Erwachsene allenfalls mit Rat und Tat, Geld und Infrastruktur zur Seite stehen. So existiert heute ein dichtes Netzwerk des Engagements, das schon allein aufgrund seiner Kommunikationswege (Flyer, Handy, Internet, Party-Zentralen als News Boxes) weitgehend unbemerkt von älteren Jahrgängen, stets spontan, aber sehr effektiv eine Vielzahl von Aktivitäten entfaltet.

### III.

Wenn man die Projekte-Nerds fragt, wie die Herausgeber dieses Buches es getan haben, wie denn ihr Projekt eigentlich funktioniert (hat), bekommt man fast immer zur Antwort: *Irgendwie*. Die wenigsten MacherInnen reflektieren ihre Arbeit, haben auch bei der Entwicklung von der ersten Idee bis zur Geburt wirklich darüber nachgedacht, was sie da eigentlich tun. Das hat vor allem zwei Gründe: Einmal sind die MacherInnen – manchmal sind es nur eine oder zwei Personen, auf deren Schultern die Hauptverantwortung liegt – viel zu überlastet, um Zeit und Ruhe zum Nachdenken zu haben. Zum anderen möchte man auch nicht wirklich cool und (selbst)kritisch abchecken, welchen Sinn das erstrebte Projektziel eigentlich *für die Welt* hat und ob es *realistisch* erreicht werden kann. Denn einmal geht es ja gar nicht in erster Linie um den Mehrwert für die Welt, sondern um den für das eigene Leben: Man bastelt das Fanzine zusammen, das man selbst schon immer gerne lesen wollte, organisiert das Festival, zu dem man selbst gehen möchte, usw. oder hat einfach Spaß daran, zu organisieren, zu planen, sich zu engagieren, sich zu beweisen. Und als jemand dazustehen, der was tut *für die Szene*, ist auch nicht schlecht. Nicht ganz so wie als Sänger oder Leadgitarrist auf der Bühne zu stehen, aber fast. (Zumindest für die männlichen Wesen unter den Nerds, und das sind nach wie vor Dreiviertel aller ProjektmacherInnen.) „... Zündmaterial für Stolz und Fantasie, man sieht sich herumlaufen, mit Leuten etwas aufbauen, man sieht sich in der Mitte und das gefällt.“

Und: All diesen Projekten haftet immer eine Spur Wahnsinn an. Jeder Controller würde viele dieser Projekte vorzeitig als unrealistisch oder ineffektiv beenden. Doch es sind nun einmal die Wahnsinnigen, die Phantasten, die überhaupt solche Projekte an den Start bringen. Bürokraten, Pfennigfuchser und Rationalisten braucht es gelegentlich, um die Erträge der (R)Evolution zu verstetigen, doch die Initialzündung geht stets von anderen aus.

Leider scheitern aber viele auch wieder. Visionäre sind oft nicht die besten Projektmanager. Und plötzlich holt sie das Finanzamt auf den kalten Boden der Realität zurück, wenn es Steuerabgaben verlangt, obwohl man doch gar keinen Gewinn gemacht hat ... „Durch Zufall“ erfährt der Festivalorganisator, dass er für sein Festival Fördergelder bei der EU hätte beantragen können – zu spät, da ist das Festival schon gelaufen, das Publikum weitgehend ausgeblieben und er auf Rechnungen im vierstelligen Bereich sitzen geblieben. Das Scheitern vieler Projekte ließe sich verhindern, das Risiko für die Verantwortlichen minimieren, gäbe es eine professionelle Beratung, ein Netzwerk der Projekte-Coaches. Heute ist es meist Zufall, ob jemand einen guten Anwalt oder Steuerberater oder Fundraiser oder Designer kennt – oder eben nicht. Die Politik fordert immerzu zivilgesellschaftliches Engagement, Partizipation ist ein zentrales Zauberwort nicht nur der

Jugend(kultur)arbeit. Doch die Rahmenbedingungen dieser überbürokratisierten, überverregelten, überverrechtlichten Gesellschaft sind eher gefährliche Hürden für BürgerInnenengagement. Wenn sich dies schon realistischerweise nicht prinzipiell ändern lässt, könnte die Situation zumindest deutlich entspannt werden, wenn die Politik nicht nur einzelne Projekte, sondern auch langfristige Beratungs- und Netzwerkstrukturen (jenseits der bereits existierenden, ebenfalls bürokratisierten und vor allem hierarchisierten Großverbände) fördern würde. Doch noch existieren diese Netzwerke nur rudimentär und temporär, selten überregional. Dieses Buch und die Initiative der Herausgeber könnten ein Anfang sein.

**Klaus Farin**, Jahrgang 1958, lebt seit 1980 – Punk sei Dank – in Berlin. Nach Tätigkeiten als Schülerzeitungsredakteur und Fanzine-Macher, Konzertveranstalter und -Security, Buchhändler und Journalist für Presse, Hörfunk und Fernsehen nun freier Autor sowie Lehrbeauftragter und Vortragsreisender in Schulen, Jugendklubs, Justizvollzugsanstalten, Akademien und Unternehmen. Diverse Veröffentlichungen über Skinheads, Fußballfans, Neonazis, Gothics, Karl May und andere (zuletzt: Über die Jugend und andere Krankheiten. Archiv der Jugendkulturen 2008).

Von 1998 bis 2011 war Klaus Farin Leiter des auch von ihm gegründeten *Archiv der Jugendkulturen*, das Materialien jeglicher Art (Fanzines, Flyer, Tonträger, Bücher, wissenschaftliche Studien usw.) über & aus Jugendkulturen sammelt, analysiert, archiviert und der interessierten Öffentlichkeit zur Verfügung stellt. Seit 2011 ist er Vorsitzender der Stiftung *Respekt – Die Stiftung zur Förderung von jugendkultureller Vielfalt und Toleranz, Forschung und Bildung*.

**Kontakt:** Archiv der Jugendkulturen e. V., Fidicinstraße 3, 10965 Berlin; Tel.: 030/612 03 318; E-Mail: [klaus.farin@jugendkulturen.de](mailto:klaus.farin@jugendkulturen.de); Homepage: [www.jugendkulturen.de](http://www.jugendkulturen.de) sowie: [www.klaus-farin.de](http://www.klaus-farin.de).

Aus (Nachwort): Phase 0. How to make some Action. Fruehwerk 2012, [www.fruehwerk-verlag.de](http://www.fruehwerk-verlag.de) ; [www.phase0.org](http://www.phase0.org)